

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Hausfreundin**

ein Buch für alle

**Bender, Auguste**

**Bühl (Baden), 18XX**

Der Neujahrstag eines Junggesellen

[urn:nbn:de:bsz:31-94284](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-94284)

Der

## Neujahrstag eines Junggesellen.

Trübe und schwer hing der Himmel über dem Billenviertel jenseits des Flusses. Große, wunderbarlich geformte Schneeflocken fielen langsam und lautlos auf den hartgefrorenen Boden, und ehe es Abend war, schimmerte es weiß von den Bergen und den Siebeldächern der alten Neckarstadt.

Die lautlose Stille wurde plötzlich durch das scharfe Anschlagen einer Thorklingel unterbrochen, und gleich darauf wiederhallte ein leiser aber sicherer Tritt auf der Terrasse eines hohen, rothen Sandsteingebäudes.

In einem Zimmer des Hochparterres verschoben sich auf einen Augenblick die weißen Gardinen. „O Zemine, der Herr!“ rief die alte, dicke Haushälterin, während sie so rasch als es ihre wackeligen Beine gestatteten, durch eine Seitenthür davonhumpelte. Gleich darauf erscholl aus dem Hintergrunde der langen Steinflur ein so lautes Teller- und Gläsergeklirr, als ob der unumschränkten Gebieterin der Küchen- und Kellerräume nichts ferner gelegen hätte, als am Schreibtische des alten Junggesellen ihrer Gewohnheit gemäß ein bischen herumzuspioniren.

Auf der Stadtkirche schlug es vier Uhr, und der „Herr“, wie ihn die Wirthschafterin, oder der Herr Geheimrath, wie ihn die wenigen Anwohner der Nachbarschaft nannten, zählte mechanisch die tiefen Glockenschläge, während er die zu seinem Arbeitszimmer führende Thür aufschloß.

Drinne hatte es schon stark zu dämmern angefangen, und aus dem kostbaren Rahmen der Oelgemälde leuchtete es nur noch an einzelnen Stellen von rothen Gewändern, wehenden Federbüschen, oder blitzenden Dolchklingen, während die Büchergestelle und elegant geformten Möbel im Schatten blieben.

Mit einem schweren Seufzer warf der Einsame sich in den schweren Lederjessel zwischen Fenster und Schreibtisch. Er wußte, daß er auf letzterem einige Bettelbriefe, oder verspätete Neujahrsgratulationen finden würde, doch nicht gelistete es ihn, sich schleunig mit deren Inhalt bekannt zu machen. Seit Jahren war ihm auf diesem Wege nichts Anderes mehr zugegangen, als leere Phrasen von schlecht verhehltem Eigennutz, zumal wenn sie von seinen Vettern und Bajan kamen. Ihre Glückwünsche schienen mehr aus einem altmodischen Briefsteller, als aus warmen lebendigen Herzen zu kommen. — Wie abgejchmact und langweilig, die gleiche alte Komödie immer wieder aufs neue über sich ergehen lassen zu müssen, aus keinem anderen Grunde, als weil man für vermögend gilt und noch kein offenkundiges Testament gemacht hat! —

„Du hast's gewollt!“ hörte er jetzt eine trogige, starke Knabenstimme jagen, und neben ihm tauchte ein von mächtigem Lockengeringel umwalltes Antlitz auf, aus welchem ein paar große dunkle Augen hervorblickten.

„Mariens Augen!“ flüsterte er erschauernd. Und so greifbar glaubte er die Erscheinung vor sich zu sehen, daß er unwill-

fürlich die Arme ausstreckte, um das holde Traumbild an seine Brust zu ziehen.

Da fühlte er sich auf der anderen Seite so lind und weich wie von einer Geisterhand berührt. Er fuhr abermals zusammen, als hätte ihn ein elektrischer Funken getroffen, und aus einer Fülle aschblonden Haares schaute es ihn innig und fragend mit solch' wundervollen Augen an, wie er sie nur an einem menschlichen Wesen je gesehen hatte.

„Die Augen meiner Mutter“, flüsterte er wie verzaubert, indem er die verschwimmenden Umrisse der kleinen Mädchengestalt zu fixiren suchte.

„Vielleicht!“ entgegnete es mit Engelsstimme. „Ich bin nur eine Möglichkeit. Der Glaube macht lebendig, der Zweifel aber tödtet. Was hast Du gethan — belebt oder zerstört? Die Antwort liegt in Deiner friedlosen Brust und in der moralischen Einöde, die Du um Dich geschaffen hast. Meine Mutter —“

„Deine Mutter — Marie? Von wem aber hast Du diese wundervollen Bergifmeinnicht-Augen?“

„Von dem, der Du hättest sein können“, hauchte die Geisterstimme, in der Luft verzitternd, während der Mann sich die geballten Fäuste vor die Stirne schlug.

„Träume, nichts als Jugendträume!“ Und er lachte bitter und verzweiflungsvoll.

„Warum nur Jugendträume?“ rief der Knabe wieder mit sanftem Vorwurfe. „Jugendträume sind uns gegeben, damit wir heranreifend ein Ziel vor uns haben, nach dessen Verwirklichung wir unablässig ringen und streben sollen. Das Schöne, Gute und Wahre glauben heißt mitarbeiten an der Vervollkommnung des Menschengeschlechts. Du aber hast das Böse geglaubt und es glaubend verwirklicht; denn nichts ist so wahr

als was wir in den Tiefen unseres eigenen Wesens fühlen. Ich wäre vielleicht ein großer Erfinder, Forscher oder Dichter — Wohlthäter ungezählter Geschlechter geworden, doch bist Du einsam geblieben und unfruchtbar, und Verwandte — kalt und lieblos wie Du selber — werden sich über Deinem Grabe um Deinen Nachlaß streiten.“

„Genug, genug!“ rief der von Selbstvorwürfen gepeinigete Zunggefelte, während es draußen an die Thüre pochte.

Die Schattenkinder verschwanden. Auf der Schwelle stand die Wirthschafterin — in der einen Hand eine Lampe, in der anderen einen Blumenstrauß haltend.

Unwillig ergriff er denselben, um den neugierig lauernden Blick der Alten um so früher los zu werden. „Dem Einjamen meinen letzten Neujahrsgruß“, las er im erlöschenden Strahle des Abenddämmer. Dann griff er hastig nach Stock und Hut, um dem Ueberbringer der Blumen nachzueilen, dessen plumpe Umrisse hinter dem eisernen Gitterthor des Eingangs soeben verschwunden waren.

Aus dem blöden Zungen aber war wenig herauszubringen. Und doch — es war Mariens Handschrift, sie mußte in der Stadt weilen, wer weiß wie lange schon! Und sie hatte sich vor ihm verborgen gehalten, ohne daß er es geahnt hätte. — Allein, was hatte er geahnt, so lange es noch Zeit gewesen wäre! — Und er lächelte bitter.

Rasch, als ob er noch im kräftigsten Mannesalter stünde, überschritt er die Brücke. Ein Adresskalender, den er in einem Cigarrenladen zu Rathe zog, vermochte ihm keine Auskunft zu geben. So verfügte er sich nach dem Blumenladen, wo der Strauß bestellt worden war. Doch auch hier konnte er nichts Gewisses erfahren, ausgenommen, daß die stark verhüllte Auftrag-

geberin nicht mehr jung, und wohl gar krank gewesen wäre, da sie gar so stark gehustet hätte.

Marie — wer anders? — Sie mußte in der Nähe wohnen! — Und er suchte — suchte Stunden lang — Trepp auf und Trepp ab, mit Hängen und Bängen, wie er sich dessen seit den stürmischen Jugendjahren kaum mehr entsinnen konnte.

Niemand kannte die Gesuchte, niemand wußte ihm einen Anhaltspunkt zu geben. Allein er glaubte, daß er sie finden würde, und er fand sie — auf dem Sterbelager. Die Anstrengung des Ganges von der hochgelegenen Dachstube in die Winterkälte hatte ihre letzten Kräfte aufgezehrt. —

Sie streckte ihm beim flackernden Lichte eines Dellämpchens die bleiche, welke Hand entgegen.

Einst hatte er sich in Zorn und Haß von ihr getrennt, weil sie nicht an das neue Evangelium von der absoluten Nichtswürdigkeit der Welt zu glauben vermochte.

Verlassen konnte er sie und tödten, aber nicht kalt und lieblos und unverzüglich machen, denn in ihrem Herzen vermochte nichts als das Gute und Schöne Raum zu finden.

Und doch hatte es auch in seiner Seele einst geglüht und geprüht, allein er hatte den göttlichen Funken erkalten lassen, weil nicht alle Blüthen zu Früchten ansetzen können.

„Zu spät, alles zu spät — sogar für die Reue“, murmelte er durch die festgepreßten Zähne, indem er sich vergeblich bemühte, den letzten Schimmer der einst so wunderbar leuchtenden Augen aufzufangen.

„So hast Du schon einmal gemurmelt, als Du noch in des Lebens voller Blüthe standest“, antwortete sie mit der den Sterbenden eigenen Scharfhörigkeit, indem sie sich im Bette aufzurichten suchte.

Doch stöhnend sank sie auf das ärmliche Kissen zurück, während er sich in dem fahlen Gemache nach einer Labe für ihre brennenden Lippen umjah. — Nichts entdeckte er, als einen zerbrochenen Krug auf einer alten Kommode, doch war darin kein Wassertropfen. Dazu keine Klingel, keine Spur einer helfenden Menschenseele im Vorplatz und den Nebengelassen. — Eine rührende, bei der jetzigen Noth des Frauengeschlechts aber ganz alltägliche — und sogar für Menschenfreunde höchst langweilige Geschichte von Verlassenheit und Entbehrung jeder Art, von freudlosen Tagen und schlummerlosen Nächten und der nie rastenden Angst, eine ungetilgte Schuld mit ins Grab nehmen zu müssen.

„Wasser, Wasser!“ rief der Mann verzweiflungsvoll, „wo finde ich die Hauswirthin?“

„Es ist nicht der Mühe werth“, entgegnete die Sterbende matt; „noch eine Minute, und es wird vorüber sein“.

„Nein, nein! Du mußt leben; ich werde zu dem Arzte eilen!“

„Thörichter Mann, für Dich selbst laß uns denken — für Deine Umkehr aus der Fried- und Freundlosigkeit eines einjamten Daseins.“

„Zu spät, zu spät! Du kannst mir nie verzeihen und ich mir selbst am wenigsten.“

„Wie ist's zu spät, wenn Du nur den rechten Willen hast — den festen, starken, christlichen Willen, der welterlösender ist, als jene orientalische Lebensanschauung, die nur sich selbst erlösen will, und sollte darüber das ganze Menschengeschlecht zu Grunde gehen. — Der Staat hat Dir einen Platz in seinem Haushalte gegeben, und es wäre Deine Pflicht gewesen, dafür die Sorge für eine seiner vaterlosen Töchter zu übernehmen. — Gehe ins

Leben zurück, adoptire ein Mädchen — ein armes, heimathloses, von der Ungunst der Zeiten Verfolgtes. Säe Liebe und Du wirst Treue ernten. Leb' wohl, leb' wohl! Hab' Dank, daß Du gekommen bist! Es ist die selbstloseste That Deines Lebens gewesen, und somit ist das Gute auch in Dir wieder in ein neues Jahr eingetreten."

Mild lächelnd sank sie in die Kissen und verschied in seinen Armen, während über dem Schloßberge der Mond aus düsterem Gewölke emporstieg und das dürstige Gemach der armen Klavierlehrerin mit seinem zauberhaften Lichte verklärte. —

Ihre Todesstunde war die Auferstehungsstunde des alten Junggesellen. Denn nie ist es zu spät, die Samenkörner des Guten in die heranwachsende Jugend zu streuen. Wenn unter hunderten nur Eines Früchte trägt, so ist die Arbeit nie vergeblich gewesen.

